

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 21. Februar 1845.

Uebersicht.

Bunte Briefe. XIII. Erster Brief an Herrn Dr. Myletor. Von Peter Paul Frank.
Die Industrie und der Ackerbau.
Was wir wollen.
Korrespondenz. (Die öffentlichen Einrichtungen).
Zur Unterhaltung: Der Wittwe Sohn. Von Dr. Daniel Jenner von Jeneberg. — Land und Leute der britischen Inseln. (Fortsetzung). 12. Freiheit politischer Kämpfe. — Mannigfaltiges.
Befanntmachungen und Anzeigen. Wechsel- und Geld-Course.

* Bunte Briefe.

XIII.

Erster Brief an Herrn Dr. Myletor *).

Mein Herr!

Ich bedarf keiner Entschuldigung, wenn ich mich öffentlich an Sie wende. Sie haben Ihre Schrift: „Der Hermesianismus vorzugsweise von seiner dogmatischen Seite dargestellt und beleuchtet“ dem Publikum übergeben; ich bin ein Theil dieses Publikums und habe daher das Recht, Ihnen meine Meinung über Ihre Schrift zu sagen. Ueber die Richtigkeit dieser Meinung steht dem Publikum wieder das Urtheil zu. Ich weiß nicht, ob Sie die genannte Schrift verfaßt oder bloß herausgegeben haben. Das gilt mir übrigens auch gleich, aber wenn Sie dieselbe auch nicht verfaßt haben, so haben Sie durch die Herausgabe derselben die Verantwortlichkeit für den Inhalt übernommen. Es wundert mich denn aber, daß diese Schrift, welche, wie Sie versichern, „bereits vor drei Jahren abgefaßt worden“, erst jetzt, 1845, an's Licht tritt, und überdies möchte ich wissen, bei wem Sie das Rechnen gelernt haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich über den letzten Punkt zuerst äußere. Der erste Brief von Karl an Ferdinand ist datirt vom 11. März 1839, und der letzte von Ferdinand an Karl ist vom 27. Dezember 1839. Vom März bis zum Dezember sind 9 volle Monate, in diesen 9 Monaten haben beide gelehrte Männer, Karl und Ferdinand, 11 Briefe — welche ominöse Zahl! — konjunkt, und nach Ihrer eigenen Berechnung haben diese Briefe nicht weniger als drei Jahre dazu gebraucht, um an das Licht der Welt zu treten! Entweder muß der Inhalt dieser Briefe ein sehr schwerer, oder die Briefschreiber müssen sehr schwach sein. Doch dem sei, wie ihm wolle, ich wollte ja nur über Ihre Rechnungsweise meine Verwunderung ausdrücken. Also die Briefe sind 1839 geschrieben, sie sind aber nach Ausweis des Titels erst 1845 erschienen. Sind denn von 1839 bis 1845 nur drei Jahre verfloßen?

Wenn aber auch die Schrift vor drei Jahren abgefaßt worden, warum hat man sie damals nicht herausgegeben? Hat man damals ihre Schwäche eingesehen? Oder sollte das Ganze nur so angelegt sein, um gewisse Schriften, welche seitdem von den Hermesianern herausgegeben worden sind, füglich ignoriren zu können? Um sich das Ansehen zu geben, als sei noch Nichts auf so viele Dinge, welche in diesen Briefen zur Sprache gebracht werden, geantwortet, Dinge, welche seitdem bei allen ehrlichen Leuten zum Abschlusse gebracht worden? Aber wie dem auch sein möge, Sie, Herr Dr. Myletor,

*) Der vollständige Titel ist: Der Hermesianismus vorzugsweise von seiner dogmatischen Seite dargestellt und beleuchtet in Briefen zweier theologischen Freunde. Herausgegeben von Dr. Myletor. Regensburg 1845. Verlag von Manz. Preis 25 Sgr.

mußten, wenn Sie anders auf die Ehre, ein unbefangener, unparteiischer Mann zu sein, Anspruch machen wollen, Sie mußten des Laokoön von Daniel Bernhards, der Verteidigungsschriften von Eberhard und der meisten Schriften desselben Gelehrten über den Hermesianismus erwähnen, in welchen die Aufsätze des Jesuiten Peronne in den „Annali dello scienze religiose“ gewürdigt werden. War es Ihnen um Wahrheit zu thun, hätten Sie die gebührende Achtung vor dem Publikum, die Jeder haben muß, der vor dasselbe tritt: so mußten Sie dieser Schriften so gut erwähnen, wie Sie der Schriften Peronne's erwähnt haben. Aber hätten Sie derselben erwähnt, wie hätten Sie dann, ohne Schamroth zu werden, die Infubrationen des Jesuiten Peronne, eines Menschen, verglichen es wenige gibt, loben können, eines Menschen, der so ganz Lüge ist, sobald er von Hermes spricht, daß man gar nicht weiß, ob er positiv existirt? Indem Sie aber Ihren Briefwechsel diesen Infubrationen des unglückseligen Jesuiten anschließen, haben Sie ihm selbst, ohne es zu wollen, die Nativität gestellt, und leider haben Ihr Karl und Ferdinand das Tückische, das Schleichende von dem Jesuiten gelernt, wenn sie nicht sonst woher diese traurigen Künste gelernt oder sie von Natur schon mitgebracht haben. Die eine Abhandlung des Jesuiten P. ist in Regensburg aber bei Ihrem Verleger, Herrn Georg Joseph Manz, 1839 in deutscher Uebersetzung erschienen, und die andere Abhandlung desselben hat der Mainzer „Katholik“ deutsch in seine Spalten aufgenommen. Bußten Sie das nicht? Läßt es sich denken, daß Sie dies nicht gewußt haben? Und doch treten Sie auf und versichern Ihren Lesern, „die Annali dello scienze religiose“ seien dem deutschen theologischen Publikum so wenig zugänglich“, und schneiden alle Vermuthung ab, als könnten diese Abhandlungen schon übersezt und widerlegt sein? Ist das Ehrlichkeit? Ziemt ein solches Benehmen einem Manne, der ein päpstliches Breve rechtfertigen, einen Verstorbenen verurtheilen will? Und mit diesem Umfange, daß die genannten Annali so wenig den deutschen Theologen zugänglich seien, wollen Sie die Herausgabe Ihres Briefwechsels zum Theil wenigstens rechtfertigen? Das erste, das allererste Gesetz, welches der Bearbeiter eines gelehrten Werkes unverbrüchlich befolgen muß, ist Aufrichtigkeit, ist Wahrhaftigkeit, und möchte Jemand alle Kenntniß der Welt in sich vereinigen, wenn er nicht ehrlich, nicht aufrichtig bei seiner Beurtheilung zu Werke geht, so ist er ein verächtlicher Mensch.

Sie nennen sich Dr. Myletor, und ich irre mich wahrscheinlich nicht, wenn ich annehme, dieser Name sei ein angenommener, und man kann es Ihnen kaum verargen, daß Sie Ihren wahren Namen in Reserve gehalten haben. Zwar haben Sie nicht zu fürchten, daß man Sie wegen Ihrer Schrift von Ihrem Posten fortjagen werde, wenn Sie einen inne haben, aber es stünde sehr zu befürchten, daß Ihr rechter Name, wenn Sie denselben Ihrer Schrift vorgesetzt hätten, bald dort stehen würde, wo der Name Perrone bereits im düstern Glanze glänzt. Mit Ihrem angenommenen Namen hat es aber gar nicht viel auf sich, zumal Sie denselben nicht glücklich gewählt haben. Oder ist der Name Myletor nicht eine etwas korrupte Schreibart für das englische Myletor? Und das heißt? O fragen Sie Ihren Karl und Ihren Ferdinand, was es heißt.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung habe ich die Ehre, zu sein, aber nicht

der Abriq
P. P. Frank.

† Die Industrie und der Ackerbau.

Siegen, 22. Febr.

Unsere Industrie und unser Handel würden gewiss schon einen viel bedeutenderen Umfang haben, wenn nicht den Forderungen der Industriellen überall aus dem Grunde entgegengearbeitet würde, daß sie nur ihren eigenen Vortheil im Auge hätten, daß aber, wenn ihren Wünschen Folge geleistet würde, die Konsumenten in Nachtheil gerieten. Wir haben es ja erlebt, daß auf dem letzten westfälischen Landtage dieser Grundsatz namentlich gegen die Petitionen um Schutz für die inländische Eisenindustrie hervorgehoben wurde. Und doch ist dieser Einwand ganz unbegründet. Man bedenke doch nur, daß mit der Industrie auch der Ackerbau zu blühen beginnt, daß die Erzeugnisse des Bodens einen größeren Werth erhalten, weil die Nachfrage stärker wird, und daß man daher den Boden besser bebauen wird, dadurch wiederum wird der Arbeitslohn steigen und so für das physische Wohl Aller gesorgt sein.

Es ist z. B. eine ausgemachte Sache, daß in England der Werth des liegenden Eigenthums über drei Vierteltheile des ganzen Nationalvermögens beträgt. Dieser ungeheure Werth ist aber durch die Industrie entstanden. Denn durch diese ist die Bevölkerung gewachsen, durch sie der Handel ausgebreitet, die Schifffahrt ausgedehnt, so daß damit die Nachfrage nach den Bodenerzeugnissen wachsen und die Eigenthümer veranlaßt werden mußten, so viel, als nur eben möglich war, aus demselben zu gewinnen. Man vernichte nun aber die Industrie, sofort wird der Werth der Ländereien unglaublich sinken, die Bebauung sich verschlechtern, das Staatsvermögen sich reduzieren. Aber wir brauchen nicht einmal auf England zu sehen, auch bei uns in Deutschland ist mit dem Wachsen der Industrie der Preis des Grund und Bodens, sowie des Viehes gewachsen. Man begreift also nicht, warum die Ackerbauer behaupten, sie würden durch Schutzmaßregeln zu Gunsten der Industriellen beeinträchtigt.

Dem Ackerbauer kann es nicht zunächst darauf ankommen, daß er die Erzeugnisse der Industrie wohlfeil bekomme; das einseitige Sparsystem taugt in aller Welt Nichts. Der Ackerbauer kann nur dann im Wohlstande wachsen, wenn er sieht, daß Dasjenige, was er gewinnt, ihm einen höhern Ertrag liefert, als er zu seiner Erhaltung auszugeben hat. Wenn der Preis seiner Erzeugnisse sich gleich bliebe, dagegen der der industriellen Produkte immer mehr anwuchs, dann hätte er Ursache, sich zu beklagen; wächst aber der Preis seiner mit dem dieser in gleichem Verhältnis, so hat er nicht nur nicht Grund zu klagen, sondern, da er ja einen Ueberschuß von vornherein hatte und dieses Mehr also auch steigt, vielmehr alle Ursache, eine glückliche Entwicklung der heimischen Industrie zu wünschen. Der Grundbesitzer also wahrlich ist thöricht, der sich den Schutzmaßregeln widersetzt, und einzig und allein dem fest Befohlenen, dem Beamten, könnte man es nicht verargen, wenn er zu dem Steigen der Industrie eine saure Miene macht; für ihn aber hat die Regierung einzustehen, und sie wiederum wird bei dem größeren Nationalvermögen nicht farg zu sein brauchen. Hiervon daher abgesehen, berücksichtigen wir ferner bloß die Verhältnisse von Industrie und Ackerbau.

Es kann der Fall eintreten, daß der allgemeine Kredit ungewiss wird, wenn mehr Kapitalien gesucht werden, als augenblicklich da sind, mehr Ländereien dagegen angeboten, als gesucht. Dann sinkt plötzlich der Werth der Ländereien, und der Grundbesitzer, der vielleicht eine reiche Ernte gehabt, ist dennoch, weil auf seinem Boden Schulden lasten, verloren. Solche Fälle sind schon öfters eingetreten und haben einen großen Theil des deutschen Adels so heruntergebracht. Dagegen in industriellen Ländern wächst dem Eigenthümer der Werth seiner Ländereien, auch dann, wenn er Nichts für sie thut; der Kredit

und die Möglichkeit, mehr Gelder anzuleihen. Die Schwankungen im Preise des Landes sind für einen Staat ein großes Uebel. Sie sind aber nirgends häufiger, als bei ackerbautreibenden Völkern, welche gegen reiche Staaten den Grundsatz vollkommener Handelsfreiheit behaupten.

Wo ein bedeutender Handel getrieben wird, kann auch ohne Industrie der Grundbesitz im Werthe steigen; doch bei weitem nicht so, wo die heimische Industrie rege ist, wo die heimischen industriellen Erzeugnisse gegen die Bodenprodukte umgesetzt werden. Der fremde Handel wirkt dann günstig ein auf die Werthung des Bodens, wenn die ackerbautreibende Nation noch viele schlecht bebaute Ländereien besitzt, wenn sie ihre Produkte leicht überführen kann, wenn dieselben in steigendem Verhältnisse verlangt werden und kein äußeres Hinderniß, wie etwa Krieg oder politische und kommerzielle Operationen, eintritt. Wir haben daraus die vielfachen Reklamationen der holsteinischen Ostseeprovinzen gegen industrielle Schutzmaßregeln zu erklären. Jedoch dieser fremde Handel bewirkt, wenn jene Bedingungen nicht erfüllt werden, ein Sinken im Werthe der Ländereien. Die handelsreibende Nation bedarf einmal besonders starke Zufuhr aus dem ackerbautreibenden Lande; es kann ein Krieg eingetreten, andere Zufuhr ausgeblieben sein; sogleich wächst der Preis des Strofes und des Bodens. Tritt nun Frieden ein, erfolgt die Zufuhr von anderer Seite, so ist der Agrarkulturstaat übel dran. Ja, es ist auch das nicht einmal nöthig. Die fremde Regierung will ihrem eigenen Ackerbau aufhelfen und schützt denselben durch Schutzzölle, so ist schon wieder dem Agrarkulturstaat eine Nase gedreht. Man denke nicht, daß wir hier übertreiben wollen. Freilich, wenn für ein oder zwei Jahre die Nachfrage sich gemehrt hat, so haben die Produzenten guten Gewinn; ihr Produkt allein war im Preise gestiegen, und sie hatten keine Mehrausgaben darum gehabt. Aber nun lasse man die erhöhte Nachfrage ein paar Jahre fortbauern, so stellt sich die Sache ganz anders heraus. Der Produzent fängt mehr an zu konsumiren, weil er den günstigen Zustand für anhaltend hält. Er will ferner noch mehr erzielen, um mehr gewinnen zu können. Er macht Verbesserungen auf seinem Grund und Boden, auf die er sonst nicht verfallen wäre, er leiht Gelder, er kauft Grundstücke hinzu und zwar um den Preis, in dem sie jetzt stehen. Und nicht bloß die Privatbesitzer handeln so, auch der Staat vergrößert nach dem größeren Vermögen seiner Unterthanen seine Ausgaben. Und die Folge? So wie die Nachfrage nachläßt, ist der Werth der Ländereien gesunken und ein Mißverhältnis zu den Geschulden, für die Einzelnen wie für den Staat vermindert Kredit oder vollkommener Bankerott da. Die kurze starke Nachfrage hatte also die Wirkung geistiger Getränke, sie regte die finanziellen Nerven auf, nachher sind sie schwachmatt. Lieber daher eine Kaltwasserkur, lieber fortdauernde Armuth, als dieser unerwartete Sturz von dem Gipfel des Glückes in den Abgrund der Noth. Nichts schlimmer als eine solche Schwankung. Und nur ein Hülfsmittel gibt es dagegen, dies, wenn sich die Nation nicht auf einen fremden Staat zu verlassen braucht, sondern in ihrer eigenen Industrie stark ist. Und dennoch gibt es nicht bloß bei uns Apokalypsen der vollkommenen Handelsfreiheit, auch in Frankreich glaubten bei diesem System die Weinbergbesitzer sich besser zu stehen. (Schl. f.)

† Was wir wollen.

Die Landtage sind versammelt, die Propositionen sind vorgelegt, und bald werden die Petitionen zur Besprechung kommen. Wir hoffen, daß auch die nicht werden zurückgelegt werden, welche den heissesten Wunsch der Patrioten enthalten, den Wunsch nach einer reichsständischen Verfassung. Dieser Wunsch hat sich nicht bloß in den vielfachen Bittschriften der Gemeinden der westlichen Provinzen, sondern auch in einzelnen Broschüren ausgespro-

hen, und wir freuen uns, hier die Gelegenheit zu haben, auf eine kleine, aber eindringliche Schrift unsere Leser aufmerksam machen zu können.

Der furchtlose Verteidiger Jordan's, der Justizkommissarius Ferdinand Fischer zu Breslau, hat so eben bei D. Wigand in Leipzig erscheinen lassen: „Preussens Wunsch. Ein Neujahrsgruß,“ mit der schönen Inschrift: „Ich will versöhnen, nicht verletzen.“ Ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Parteilichkeit, mit der dem edlen Herrscher schuldigen Achtung, mit der Liebe, welche nur den Ruhm und das Glück des Vaterlandes will, prüft er die zwei Fragen:

1. ob die gegenwärtige Vertretung der Staatsbürger genüge,

2. ob Preußen einer anderen Vertretung und namentlich einer Reichsvertretung bedürfe?

Auf die erste Frage kann nur ein „Nein!“ auf die zweite ein „Ja!“ als Antwort gelten.

Denn die Vertretung, wie sie jetzt ist, ist mangelhaft, weil sie 1) nur den Grundbesitz vertritt, aber alle anderen Arten von Besitz und alle geistigen Interessen, die Industrie, den Handel, die Gewerbe unvertreten läßt, 2) in den mittleren Städten die Bürgermeister, die von der Regierung abhängig sind, meist gewählt werden, 3) daher die starke Opposition des Bürger- und Bauernstandes gegen den Gutsbesitzerstand von Jahr zu Jahr zunimmt. Der Besitz möge nach wie vor wählen; aber will er nicht dem Stillstande hulldigen, will er den Fortschritt und verlangt er, daß ihn geistige Potenzen, sei es nun im Handel oder in der Industrie, in der Kirche oder Wissenschaft vertreten, so muß ihm das Recht einer solchen Wahl zustehen und er darf nicht auf die Besitzenden und Standesgenossen beschränkt werden.

Es bedarf aber Preußen einer Reichsvertretung für seine Existenz und für den Fortschritt, für den Ruhm des Königthums und das Glück des Volkes. Denn 1) ohne Reichsvertretung ist keine Einheit, keine Kraft für Preußen möglich. Preußen ist ein zusammengefügtes Land, räumlich aus einandergerissen, ohne gemeinschaftliche Gesichte; keine Provinz kümmert sich um die andere; wer bürgt da für das Zusammenhalten in gefahrvoller Zeit? In dem Könige soll die Einheit liegen, aber die Macht der einzelnen Person hat selbst im Hermelin, und wenn sie auch mit Gewalt und Geist versehen, nicht mehr die Stärke, wie im vorigen Jahrhundert. Und wenn ein Herrscher auch Friedrich dem Einzigen an Geist unendlich überlegen wäre, so würde er doch nicht das Ansehen und die Macht desselben erringen können. Ein so wenig zusammenhängendes Land ist aber kein fester Staat. Es muß eine Verfassung die verschiedenen Interessen vereinen, die Gegensätze mindern und uns wahrhaft zum Staate machen. Die Verfassung aber einigt. Das sehen wir an Westfalen. Bunt zusammengefeht, einte es sich schon 1830 zu dem gemeinschaftlichen Antrage auf Reichsverfassung, und gegenwärtig stehen sich in ihr die Gegensätze auch sonst nicht mehr scharf gegenüber. Eine allgemeine Reichsverfassung wird erst ein Ganzes erzeugen, uns aber stark und unbeflegbar machen.

2) Ohne Reichsvertretung sinkt von Jahr zu Jahr jede Macht der Krone. Acht Landtage und die religiösen Wirren haben sie schon geschwächt; überall Opposition, welche wächst. Die Minister müssen endlich unterliegen. Hätten wir nicht acht Landtage, so wäre niemals der Geist der Opposition zu dieser Höhe gewachsen. Aber auch die Macht des Königthums selbst wird geschwächt. Die Krone soll über den Parteien stehen, das kann sie nicht in rein monarchischen Staaten. Hier wird das Gute ihr nicht angerechnet, das Mißfällige aber streng gerügt. In konstitutionellen Staaten dagegen wird nur die Regierung angegriffen, die Herrscher erhasen da nur das Lob der Regierung, während ihren Beantw. der Tadel zur Last fällt. In Ungarn, wo eine reiche und mächtige Geistlichkeit ist, wurde der Streit über die gemischten Ehen kräftig durch den Nationalwillen entschieden. Müs-

sen wir uns dagegen nicht gefallen, daß in Preußen die Krone im Kampfe mit der Geistlichkeit unterlegen, daß die Schuld auf das Haupt desjenigen Herrschers gewälzt wird, der in seiner strengen Gerechtigkeit keinen Unterschied zwischen seinen Unterthanen machte und allein die Religiosität befördern wollte? Und wie anders hätte sich solches gestaltet, wenn wir eine Nationalvertretung gehabt hätten! Dann würde der Nationalwille entschieden haben, die Krone wäre nicht in den Streit der Parteien hineingezogen worden, ihr Ansehen wäre ungeschwächt geblieben, und wie auch der Streit entschieden worden, so wäre doch die königliche Gewalt nicht vor der Partei der Priester gewichen. Darum ist es die Pflicht der höchsten Diener des Herrschers, zu einer Reichsverfassung zu rathen; denn von derselben hängt zwar nicht ihre eigene Macht, wohl aber die Macht der Krone ab, und die Macht der Krone muß ihnen ihrer und heiliger sein, als die eigene.

3) Ohne Reichsvertretung kann Preußen nicht die Aufgabe der Zeit erfüllen. Niemand leugnet den deutschen Sinn der preussischen Provinzen und die deutsche Gesinnung des hochberzigen Herrschers, und doch fehlt in Deutschland das Vertrauen zu Preußen. Man gehe hin, wohin man will, und frage die öffentliche Stimme, sie spricht ohne Achtung von Preußen, oder noch lieber schweigt sie ganz still. Die konstitutionellen Staaten glauben, Preußen liebe ihre Verfassung nicht. Dies Mißtrauen wächst, je mehr sich die Verfassungen mit dem ganzen Leben verflechten. Schon jetzt steht dies Mißtrauen der deutschen Einheit entgegen, schwächt die Kraft des deutschen Volkes und theilt Deutschland in zwei geistige Hälften, in die konstitutionellen und nichtkonstitutionellen Staaten. Von Jahr zu Jahr wird diese Trennung schroffer hervortreten und die konstitutionellen Staaten werden sich endlich unter dem Panier Württembergs, Sachsens oder Baierns einigen. Mögen auch alle Zollbäume fallen, mögen wir noch so sehr die Einheit Deutschlands wünschen und verhandigen, so lange dieselbe nicht in dem Leben und den Verfassungen der Staaten hervortritt, so lange gibt es keine wahre Einheit Deutschlands. Wenn daher Preußen die ihm von der Zeit gestellte Aufgabe lösen, wenn es das Vertrauen des Vaterlandes erringen, wenn es an der Spitze desselben für Bildung und Kraft wirken, so wenn es die wahre, die geistige Einheit des Vaterlandes herbeiführen will, dann gibt es nur ein Mittel, und dieses eine ist — die Konstitution.

4) Ohne Reichsvertretung ist kein Schutz gegen das Vordringen der Proletarier vorhanden. Erst muß der Bürger und Bauer gleiche Rechte mit der Aristokratie haben, ehe der Kampf der Proletarier beginnen kann, ehe alle Menschen gleiche Rechte in Anspruch nehmen, ehe das Christenthum eine Wahrheit und Kirche und Staat Eins sein werden. Eine Revolution der Gegenwart würde weit fürchterlicher sein, als die im Jahre 1789. Alle Maßregeln der Regierungen nützen Nichts. Nur einen Schutz, nur ein Bollwerk hat der Staat, und dies ist ein kräftiger, selbständiger, sich seiner Macht bewußter Bürgerstand. Der Bürgerstand hat die Proletarier in Frankreich bezwungen, nicht das Königthum, noch auch die Aristokratie. Soll er aber ein Bollwerk sein, so muß er nicht, wie dies in einem rein monarchischen Staate der Fall ist, in Opposition mit der Regierung stehen. In das Mißtrauen der Regierungen geschwunden, ist der Bürgerstand von der konstitutionellen Idee durchdrungen, daß er ein Interesse mit dem Staate hat, dann wird es auch dem Bürgerstande gelingen, die Proletarier geistig und moralisch zu erziehen, heranzubilden, nach und nach in sich aufzunehmen und auf diese Weise die drohende Gefahr abzuwenden.

Der Schutz für das Bestehende, die Macht der Krone, die Einheit des deutschen Vaterlandes, die Kraft des Staates hängen also von der Reichsvertretung ab, und dies sind die Gründe, warum Preußen zum Ruhme der

Krone und zum Glücke des Vaterlandes so sehnlichst und so heiss eine Reichsvertretung wünscht! Mögen die Wünsche des Volkes erhört werden!

Korrespondenz.

* Weßlar, 17. Febr. (Die öffentlichen Hinrichtungen.) So oft ich von einer öffentlichen Hinrichtung gehört, habe ich mich einer wehmüthigen Stimmung, eines niederdrückenden Gefühles nicht erwehren können. Was werden die Menschen nach 100 Jahren, ja vielleicht schon nach 50 Jahren zu diesen öffentlichen Trauerspielen sagen?

Es ist kein gutes Zeichen der Zeit, daß die Todesstrafe noch nothwendig erachtet werden muß. Warum aber die Hinrichtung öffentlich? Vor Kurzem ist irgendwo der Vorschlag gemacht worden, sie nur in Gegenwart obrigkeitlicher Personen in einem abgeschlossenen Raume stattfinden zu lassen. Statt der Anverwandten, die doch mit Gewalt nicht zum Zusehen gezwungen werden können und freiwillig in den seltensten Fällen erscheinen werden, wünschte ich, daß Deputirte der Bürgerschaft hinzugezogen würden; sonst finde ich den Vorschlag ganz angemessen. Aber, wird mir entgegnet, die öffentliche Hinrichtung soll von Verbrechen abschrecken, würde dieser Zweck auch alsdann erreicht werden?

Ich frage dagegen: Wovon soll die öffentliche Hinrichtung abschrecken? Vom groben Verbrechen und speziell vom Morde; — und Wen soll sie abschrecken? Doch nur Diejenigen, welche solcher Verbrechen fähig sind, denn für die Anderen wäre die Abschreckung überflüssig. Wahrlich, wenn sich nur Jene als Zuschauer einfänden, es würde der Platz um das Schaulustige beinahe leer bleiben; denn, Gott sei Dank, so voll angeheuler Verbrecher ist die Welt nicht.

Ueber die Abschreckungstheorie ließe sich Vieles pro et contra sagen; das Resultat des Streites würde sein, daß das niedere Volk leider der Kindheit noch nicht entwachsen, daß es noch nicht zum rechten Selbstbewußtsein, zur Selbstbestimmung gekommen, und daß es, gleich den Kindern, mit Furcht gezogen werden müsse. Die Erziehung durch Furcht ist mein Maxim zwar nicht, indessen muß die Abschreckungstheorie Viel für sich haben, sonst wären Hölle und Teufel den Menschen nicht mehr so nothwendig. — Wenn diese Theorie aber auch Gültigkeit behält, so wären die öffentlichen Hinrichtungen doch, wie ich schon gesagt habe, nur für Diejenigen, welche grober Verbrechen fähig sind, und dennoch strömt von allen Seiten ein schaulustiges Publikum hinzu, wenn irgendwo ein armer Sünder vom Leben zum Tode gebracht wird. Welche wunderbare Erscheinung! Will die Menge etwa den Muth bewundern, mit welchem dieser oder jener Verbrecher zu sterben scheint? Glaubt sie, daß es dem halbtodten Menschen leichter wird, vom Leben zu scheiden, wenn er die Menge des ihn angaffenden Volkes überblickt? Will sie den Henker kontrolliren, daß er seine Schuldigkeit auch recht thue? — Das Ungewöhnliche und Seltene muß einen eigenen Reiz besitzen, und vielleicht ist der Reiz eines solchen Schauspiels so groß, daß der

Mensch in fieberhafter Aufregung sein besseres Gefühl auf kurze Zeit verliert; so lange, bis er heimkehrt und denkt: Einmal bist Du dabei gewesen und nimmer wieder.

Diese und ähnliche Gedanken stiegen bei mir auf, als ich hörte, daß, um zwei Verbrecher hinrichten zu sehen, ein nicht geringer Theil der Bevölkerung Weßlar's zu Fuß, zu Wagen und zu Schlitten gestern nach Gießen geeilt wäre. Selbst das zarte Geschlecht soll nicht zurückgeblieben sein. Wie die Heimgekehrten erzählen, waren circa 5—15,000 Menschen zugegen (so verschiedene sind die Angaben). Der Eine soll mit großer Gleichgültigkeit das Schaffot bestiegen haben, der Andere nicht, dessen Geschrei man vor dem Lärmen der Trommeln nicht habe hören können. Fürwahr, eine herrliche Musik zur Introduction! Mit welchen Gefühlen mögen wohl die Meisten den Schauplatz verlassen haben! Ich glaube, ein anderes Mal bleiben sie zu Hause.

Zur Unterhaltung.

* Der Wittwe Sohn.

Von Dr. Daniel von Fenneberg.

Bei'm reichen Fabrikanten

Da ging es lustig her,

Viel tausend Kerzen brannten,

Ein großes Feuermeer.

Im Häuslein, dicht daneben,

Da ist es finst're Nacht,

Dort ringt ein junges Leben

Mit grauser Todesmacht.

Dort, hungerbleich und bager,

Liegt krank der einzige Sohn,

Die Wittve an dem Lager

Flieht bris zu Gottes Thron.

Im Haus des Fabrikanten

Wird's stiller nach und nach,

Die Kerzen, sie verbrannten,

Es nahte schon der Tag.

Doch sehnten Wirth und Gäste

Sich auch nach süßer Ruh':

Nach solchem wilden Feste

Schließt sich kein Auge zu.

Ins Häuslein, dicht daneben,

Dringt hell des Morgens Schein,

Dort schlief zu besser'm Leben

Der Sohn der Wittve ein.

* Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

12. Freiheit politischer Kämpfe.

Weber in Deutschland noch in Frankreich, noch in irgend einem Staate Europa's genießen die Unterthanen eine so außerordentliche Freiheit, sowohl sich selbst unter

einander, als auch die Regierung einer scharfen Kritik zu unterwerfen.

Wie oft hätte das, was in England seit mehreren hundert Jahren tagtäglich über die Regierung und die mächtigsten Männer im Staate Tadelndes geschrieben worden ist, in Frankreich schon hingereicht, die Menschen in den Kerker, ja auf's Schafott zu bringen! Was würde man in Oesterreich thun und sagen, wenn sich in Böhmen ein Mann an die Spitze eines Vereines stellen wollte, der die Absicht hätte, durch alle gesetzlichen Mittel die Trennung Böhmens von Oesterreich zu bewirken, wie O'Connell dies in Irland that? In welchen Schrecken und Aufruhr würden die Bewohner von Warschau gesetzt werden, wenn sie eines Morgens an allen Straßen-ecken angeschlagen fänden: „Es lebe der Kaiser von Rußland! Bürger! Es ist die höchste Zeit! Erhebt Euch und vereinigt Eure Kräfte! Vier Millionen Eurer Mitbrüder leiden unter der schändlichsten Tyrannei. Nur Trennung von Rußland kann uns helfen. Darum ist unser Ruf: Repeal! Repeal! Wir laden Euch auf morgen ein, Euch zu versammeln, um diesen Gegenstand zu besprechen und über die gesetzlichen Mittel zu beraten, wodurch wir die Trennung und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes bewirken können! Noch ein Lebehoch für den Kaiser!“

Solche Anschläge sah man noch vor Kurzem in Irland überall, und sie wurden, da das Lebehoch für die Königin nie dahinter fehlte, für ganz unschuldig angesehen. Alle die Dinge, welche die große Anticornlawleague, die allgemeine Stimmrechtsgesellschaft und andere Associationen öffentlich beraten und unternehmen, können bei uns nur auf das Geheimste in den Coulteräns aller Ruinen von Verschwörern unternommen werden.

Ja gäbe man den Engländern nur auf einige Monate irgend eine unserer kontinentalen Verfassungen, so würde man bald eine Unzahl von Injurienprozessen wegen Beschimpfung hochachtbarer Personen, eine Menge von Disziplinar-Untersuchungen wegen Verletzung des öffentlichen Anstandes, unzählige Einleitungen von Kriminalverfahren wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes, oder wegen Störung der öffentlichen Ruhe, oder wegen der Sicherheit des Staates bedrohender Verbrechen im Gange sehen.

„Die heillose Quacksalberei (mischievous quackery) in den Maßregeln Sr. Excellenz unseres Herrn Staatsministers Sir Robert Peel,“ sagt das Morning-Chronicle, „die politische Kannegießerei, die sich in allen seinen schwach sinnigen Reden offenbart, werden jetzt so allgemein im Lande gefühlt, daß man alles Vertrauen zu ihm verloren hat und allgemein überzeugt ist, daß weder die Einkommenssteuer, noch die anderen Meisterstücke seiner politischen Kesselschere (tinkering) lange dauern werden und daß wohl schon das nächste Parlament diese Mach- und Lappenwerke (hotch-works) wegstun wird.“ „Sole-minister“ (Minister-Tyrann), „the wicked minister“ (der böse Minister), „the odious minister“ (der verabscheute Minister), „the execrable minister“ (der abscheuliche Minister) sind andere solche Phrasen, wie sie den Whigs dem mächtigen Premier gegenüber nur allzu gewöhnlich aus der Feder fließen.

Der Staatsminister liest selbst dergleichen, belümmert sich aber nicht im Geringsten darum und legt ein solches Blatt lächelnd zu den übrigen. Denn er braucht nur auf irgend ein beliebiges Leseblatt zu blicken, um seine Politik darin bis zu den Wolken erhoben zu sehen, und kann dann die Genugthuung haben, von seinen Whig-Gegnern und Vorgängern im Amte Folgendes zu lesen: „Es schien das besondere Privilegium der Whig-Administration zu sein, das zu übersehen, was Jedermann in England klar war, trotz allen den Vortheilen, die ihnen ihre Stellung darbot, blindlings, eigenmächtig und trotzig von Schnitzer zu Schnitzer fortzuschreiten, von Jahr zu

Jahr immer unsinnigere, bedeutungslosere, vernunftwidrigere und tollkühnere Pläne auszuführen und die Sünden der Verwickelungen zuletzt so hoch zu häufen, daß entweder das Unglück des Landes oder ihr eigener Fall dadurch unvermeidlich wurde.“

Wenn irgend ein achtbarer und anständiger Mann bei uns in den Zeitungen über sich lesen müßte, was Lord John Russell im Advertiser vom 31. August 1842 über sich lesen konnte, nemlich: „Die Natur beabsichtigte durchaus nicht, daß der edle Lord John irgend eine bedeutende Rolle auf der Bühne des politischen Lebens spielen sollte. Er ist sowohl in Bezug auf seine intellektuellen als seine physischen Eigenschaften dazu vollkommen untauglich. Und je mehr wir dies erkennen, um so mehr ist es die höchste Zeit, diesen Whig-Lordling ohne alle Zeremonie über Bord zu werfen und an seine Stelle einen Mann zu setzen, der sich nicht wie ein Weib geberdet und als Staatsmann etwas minder engherzige Ansichten befaßt.“ — Ich sage, wenn einer unserer einflussreichen und bedeutenden Männer so Etwas von sich in der Zeitung läse, und wenn er vielleicht dabei auch noch in einer Zeichnung sehen müßte, wie er wirklich in effigie über Bord geworfen wird, würde er nicht Alles aufbieten, eine solche Unschicklichkeit auf das Höchste zu ahnden?

Lord John Russell hört aber noch viel ärgere Dinge mit Gleichmuth an, ohne daß ihm auch nur im Geringsten die Galle bewegt wird.

Die Engländer machen einen sehr großen Unterschied zwischen denjenigen Gottlosen oder Wahrheiten, die ihnen auf der Bühne des politischen Lebens gesagt werden, und den Beleidigungen, die man ihnen im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben zuflügt. Auf jener Bühne gelten, so zu sagen, alle Mittel; es ist wie in der Box-Arena (ring). Die klatschende Ohrfeige, die ich da bekomme, räche ich nicht so stark, als die leiseste verletzende Anspielung im Privatleben. Und derselbe Mann, der auf der Rednerbühne oder in den Zeitungen vor Hunderten und Tausenden von Leuten gemeine Dinge von Lord John aussagt, würde sich bei einem tête à tête mit ihm vielleicht so artig wie irgend ein Gentleman zeigen.

„Auf dem Kontinente können keine öffentlichen Meetings gehalten werden, wie bei uns,“ sagt der Sun, „dort hat die Presse weder Augen, zu sehen, noch eine Zunge, zu sprechen, wie es ihr um's Herz ist, sondern nur Brillen, durch die sie blicken, und eine Trompete, in die sie blasen muß, wenn die Regierung es befiehlt. Dort ist Alles regulirt, kontrollirt, inspizirt und polizirt. Wenn auch ein solches System, was übrigens noch zweifelhaft ist, Sicherheit und Frieden gewähren kann, so ist es doch unzulänglich, daß es den Unternehmungsgeist entmuthigt und die Energie des Volkes lähmt. Von jeher ist es der Stolz Englands gewesen, eine unbeschränkte Freiheit der Rede zu haben. Laßt uns daher fortfahren, wie unsere Vorfahren, „unsere nationale Raubigkeit“ zu lieben, der Energie wegen, die sie uns gibt (to love the national roughness for the speed, it gives).“

Diese Aeußerungen des Sun sprechen entschiedene englische Nationalansichten aus. Zuweilen aber liest man auch wohl in den Journalen ganz andere Schilderungen unserer, namentlich der deutschen Staaten, in denen oft die reizendsten Bilder von ihnen entworfen werden, — wie ordentlich Alles darin eingerichtet sei, — wie Jeder sein Auskommen habe und sein gutes Brod esse, — wie Alle aufgeklärt und gut geschult seien, — wie es keine so hochstehende Aristokraten bei uns gäbe, — wie Alles mit sich und der Regierung zufrieden lebe, — mit einem Worte Bilder, die sehr viel Wahres, aber auch sehr viel Uebertreibung enthalten.

Eben so schöne Gemälde sieht man denn auch vom Zustande des Volkes und der Regierung in den amerikanischen Freistaaten, — wie es dort keine Standesunterschiede, keine Monopollen, keine Brod- und Kornarten gäbe, und wie dort Alles unbetart und frei lebe. Der

Son bemerkt regelmäßig alle Jahre ein paar Mal, damit seine Leser es nicht vergessen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten nur 5000 Pfund Sterling Einkünfte habe.

Diese schönen Schilderungen von anderen Ländern gehören eben so, wie jenes gegenseitige Herunterreißen der Parteiführer zu den gewöhnlichen Mitteln, zu denen die englischen Parteien, wie zu Waffen, deren sie sich im Kampfe mit ihrer Gegenpartei und mit der Regierung bedienen, greifen. Wenn wir in Amerika oder in Deutschland dergleichen lesen, so werden wir oft ganz gerührt von der englischen Artigkeit und lassen wohl gar solche Schilderungen überlesen und in unsere Journale aufnehmen, ohne daß es uns einfällt, daß sie oft weiter Nichts sind, als „regular bugbears“ (gewöhnliche Pöpanze), welche die Engländer angefleht und aufgestellt haben, um ihre Gegner damit zu ärgern und zu schrecken.

Ein eben solches sehr gewöhnliches Schreckmittel ist die furchtbare Uebertreibung des elenden Zustandes der armen Leute im eigenen Lande, und in diesen Schilderungen erniedrigen sie sich oft sogar zu offenbaren, ihr eigenes Vaterland anschwärzenden Lügen.

„Ganze Massen von Menschen gibt es in unseren Städten,“ sagt das Morning-Chronicle, „die mehr wie wilde Thiere, als wie menschliche Wesen zusammengepfercht sind und feuchte, klotzige, pestilenzialische Behausungen bewohnen, völlig bar aller Kenntniß und aller Macht, sich die allgewöhnlichsten Mittel zur Erhaltung ihrer Gesundheit zu verschaffen. Nur wenige und düstige Strahlen von Aufklärung und religiösem Troste gelangen in die schwüle und trübe Atmosphäre dieser Sitze des Elends, und auch diese spärlichen Strahlen gehen nur von den Kolonnen revolutionärer Zeitungen aus, die von Leuten geschrieben werden, welche so unwissend sind, wie ihre Leser.“

Solche Behauptungen, leider muß es der Menschenfreund zugeben, sind zum Theil ganz wahr. Aber sie sind viel zu allgemein hingestellt, und der unbefangene Fremde, der dies liest, empfängt daraus den Eindruck, daß alle niederen Klassen in England in dem tiefsten Abgrunde physischen und geistigen Elends schwachen, ohne zu wissen und zu bedenken, daß man so Etwas oft nur deswegen mit so grellen Farben austrägt, um entweder damit zu zeigen, in welchen Jammer die vorigen Whig-Minister das Land gestürzt haben oder wie unaufmerksam und gleichgültig die jetzigen Tory-Minister gegen das große Elend sind, unter welchem das Land leidet (the great wrong, under which the country groans), welche „utter violation“ (äußerste Verletzung) der Menschenrechte und welche „reckless disregard to the people's wishes“ (sorglose Mißachtung der Wünsche des Volkes) sie sich erlauben.

Ein anderes Hauptmittel, dessen die Parteien sich im Kampfe gegen einander bedienen, besteht darin, daß sie sich gegenseitig Lügen strafte und nicht nur die Grundsätze, sondern auch die Fakta, welche ihre Gegner vorbrachten, ohne Umstände ableugnen. Zuweilen befolgen sie mit einer Frechheit, die man mit Erstaunen wahrnimmt, die alte Klugheitslehre der Juristen: „Si fecisti, nega.“ Sie bedienen sich dabei der allerschärfsten Mittel der Satyre und des Spottes und treiben diese zuweilen so weit, daß fast Alles, was sie gegen einander vorbringen, weiter Nichts ist, als Reissen und Schelten (abuse).

Die Whigs schildern ihren Followers, ihren Jünglingen, ihren Kindern und Freunden die Tories mit so schwarzen Tinten, daß man glauben sollte, diese Tories seien geradezu der direkte Ausfluß der Hölle. Die Tories dagegen wenden wiederum ihrerseits so grelle Farben an, um ein Gemälde der Whigs zu entwerfen, daß man, wenn man bloß sie hört, glauben sollte, die Whigpartei sei nur aus dem Abschaum und Auswurf der Menschheit zusammengefaßt.

Man ist zuweilen geneigt, sich mit Widerwillen von diesem Schauspiel der gifftpriender Parteien abzuwenden,

und man zweifelt oft, daß es möglich ist, solchen zügellosen Eifer, solche ausgelassene und unverständige blinde Wuth mit edlem Gemüthe, mit Vernunft und Verstand zu vereinen.

Hört man aber beide geduldig an, stellt man sich auf ihren Stand- und Gesichtspunkt, denkt man sich in die Sympathieen der Konservativen für die Herrlichkeit und Heiligkeit der alten Verfassung und in den Eifer ihrer Opponenten für die Schönheit der Sache des Fortschrittes hinein, so begreift man wohl, wie beide doch auf dem Wege der Ehre und Rechtlichkeit zu solchen Verirrungen kommen konnten. „Selbst unsere alten toryistischen Kavaliere,“ sagt ein englischer Schriftsteller, „obgleich wir die Sache des unumschränkten Königthums, welche sie verteidigten, für die Sache der Tyrannei und der Bigotterie halten, können wir nicht anders als mit Wohlgefallen betrachten, weil wir sie für Ehrenmänner halten müssen. Wir fühlen einen gewissen Nationalstolz, indem wir sie mit den Häftlingen vergleichen, mit welchen die Despoten anderer Länder sich zu umgeben pflegen, mit den stummen Sklaven, welche ihre Antikambres füllen, und mit den Janitscharen, welche an ihren Thoren Wache stehen. Unsere royalistischen Landsleute waren keine flatterhaften, herzlosen Hofschanzen, die bei jedem Schritte sich beugten und bei jedem Worte dämmerlich lächelten und greinten. Sie waren nicht bloße Ferkelungsmaschinen, welche vernichteten ohne Haß, welche verteidigten ohne Liebe. Es war eine gewisse Freiheit selbst in ihrer Dienfertigkeit und sogar in ihrer Erniedrigung ein gewisser Adel. Das Gefühl individueller Unabhängigkeit war stark in ihnen. Sie waren zwar auf falschem Wege, aber nicht aus niedrigen Motiven. Die Gefühle romantischer Ehre, die Vorurtheile ihrer Kindheit und die ehrwürdigen Namen der Geschichte waren für sie ein eben so mächtiger Zauber, wie der von Quessa, und wie der Ritter vom rothen Kreuze glaubten sie, für eine beleidigte Schönheit in die Schlacht zu gehen, während sie nur eine falsche und verhasste Here verteidigten.“

Man darf in England nie vergessen, daß die Parteimänner oft nur in dem einmal üblichen Style ihrer Partei reden, ohne zu bedenken, was sie thun, und daß sie aus Gegensatz gegen die Anderen ihre eigenen Grundsätze und Ausdrücke viel höher spannen, als sie es selbst in ruhigen Augenblicken thun und billigen würden. Man muß nie ihrem Privatcharakter Schuld geben, was sie als Parteimänner thun. Beständig sieht man Männer für ihre Partei Etwas unternehmen, was sie für ihr eigenes Interesse zu thun sich schämen würden. Sie eifern, sie schelten, ja sie lügen und verleumdern für ihre Partei, sie lassen sich vom gemeinen Volke mißhandeln und setzen sich den ärgsten Beschimpfungen aus, während dies Alles für ihre Privatabsichten zu thun ihnen nicht einfallen würde.

Daher kommt es auch, daß man viele Männer in England findet, die man, nach der Sprache zu urtheilen, welche sie, ihren politischen Opponenten gegenüber, führen, für grob, plump, bestig und gallstüchtig zu halten geneigt ist, während man, wenn man persönlich mit ihnen bekannt wird, liebenswürdige, anspruchslose und bescheidene Leute in ihnen findet.

Mit solchen witzigen oder groben, gerechten oder ungerechten Spottreden, die sie täglich über ihre Gegner ausschütten, und mit denen sie dieselben berunterzuschreiben (write them down) und sich selbst hinaufschreiben (write themselves up), — mit solchen Lobeserhebungen, die sie anderen Völkern im Uebermaße darbringen, um mit diesem Weibrauch ihre Beherrschung zu ärgern, — mit solchen Beschreibungen des eigenen Elendes, das sie sich gegenseitig in die Schuhe schütten, — mit jenen handgreiflichen Argumenten, die oft gar keine Argumente sind, — dann aber auch mit ganz trefflichen Reasonnements, — mit den gründlichsten und klarsten Entwicklungen, wie es deren nur in den englischen Journalen und in Par-

Elemente gibt, und die dort oft nur ein Mal gehört und dann wieder vergessen werden oder in dem mächtigen Strudel der Journalartikel wenig beachtet untergehen, mit solchen Mitteln, sage ich, bekämpfen sich die englischen Parteien durch das Medium der Presse. (Fortf. f.)

Mannigfaltiges.

Aus Oesterreich meldet man die freudige Nachricht, daß der Kaiser sich entschlossen habe, die Militärzeit von 14 auf 8 Jahre herabzusetzen.

Die „Köln. Z.“ schreibt aus Bamberg, 9. Febr.: Gestern ist den hiesigen Buchdruckereien vom k. Stadtkommissariat als Zensurbehörde auf den Grund eines Ministerialreskripts die Befugnis zukommen, künftig alle zum Druck bestimmten Manuskripte vorher dieser Behörde vorzulegen. Durch diese einseitige Verfügung ist die Bestimmung der Verfassungsurkunde über die Freiheit der Presse und des Buchhandels (Beil. III. zu Tit. IV. § 11) außer Wirksamkeit gesetzt und faktisch aufgehoben.

Auch in Baiern finden die von Schlessen und Vosen aus vorgeschlagenen Neuerungen in der katholischen Kirche großen Anhang. Wenn gleich die Zensur keine Anzeige jener Schriften von Ronge u. s. w. gestattet, so finden dieselben doch eine allgemeine Verbreitung. Man erfährt aus Würzburg, daß die Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde nahe bevorstehe. Ronge's Bild trifft man hier überall in Gast- und Privathäusern. Es fehlt nur überall an Leuten, die an die Spitze treten wollen. (Dortf.)

Als Fortschritt des Jesuitismus an unserm freien deutschen Rhein wird der Umstand angeführt, daß mehrere katholische Geistliche zu Mainz, welche bisher als Bürden-träger der Freimaurerhütte thätig waren, von ihren Obe-ren die Weisung erhalten: aus der verdamnten Verbrü-derung für Humanität auszuscheiden, oder des Verlustes ihrer Stellen gewärtig zu sein. (Erb. 3.)

Man hört, daß Frankreich in Kopenhagen sehr thätig gewesen ist, die Bemühungen Preussens in der Sundzoll-Angelegenheit scheitern zu machen. Da dieses Land hierbei gar nicht betheiligt erscheint, so kann nur der Haß gegen das wachsende Ansehen des Zollvereins der Grund dieses Benehmens sein. Wie es heißt, wird Graf Arnim auf längere Zeit aus Paris nach Berlin kommen; der Marquis von Dalmatien befindet sich seit ein paar Wochen nicht mehr in der preussischen Residenz. (Magdeb. 3.)

Man schreibt aus Karlsruhe, 10. Febr. In den nächsten Tagen reist Münzrath Rachel von hier nach München, wo eine Verhandlung der süddeutschen Staaten in Münz-Angelegenheiten stattfinden soll. Es handelt sich dabei, wie wir erfahren, vorzugsweise um gleichmäßige Bestimmung eines größeren Silbergeldes. Die 3/4 Guldenstücke (vergl. 2 Bbl. preuß.), welche bei dem letzten Kongresse als das größte Silbergeld der im Münzvereine verbundenen Staaten festgesetzt wurden, haben sich, wie vorausgesehen wurde, im Handel und Wandel als zu groß herausgestellt, so daß von denselben schon bis jetzt nicht sehr viel geprägt wurde. Die Guldenstücke dagegen, zu Zahlungen im gewöhnlichen Geschäftsleben so sehr brauchbar, sind denn doch für größere Zahlungen zu lästig, und es wird gewünscht, noch eine schwere Geldsorte zu haben.

Am 30. Januar vollzog zu Schneidemühl der Priester Czeraski die erste Trauung im Andachtslokal der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde, welches auch bei dieser Gelegenheit überfüllt war. Diese erste von Czeraski eingeseignete Ehe ist eine gemischte, zwischen einem Protestanten und einer apostolisch-katholischen Christin; aber es war bei ihrer Eingsegnung von keiner eidlischen Zusage über Kindererziehung die Rede.

Buchhändler Karl Jügel in Frankfurt a. M. ist Eigentümer eines ganz neu erscheinenden „Rheinisches

Album“ v. i. einer Sammlung der interessantesten Ansichten des Rheins zwischen Mainz, Koblenz, Köln und Düsseldorf, vereint mit den Ansichten der Taunusbäder, Wiesbaden, Ems, Schwalbach und Schlagenbad. Diese Kollektion von Stahlstichen (81 an der Zahl) übertrifft an eleganter und sorgfältiger Ausführung, an glücklicher Wahl der Ansichtspunkte und an kompletter Zusammenstellung alle ähnlichen Sammlungen, und hat überdies den Vorzug, daß der Verleger, von dem rechten Grund-satz der Verbreitung ausgehend, sie zu einem so billigen Preise liefert, wie er bei derlei Kunstblättern noch nie vorgekommen. Dieses wahrhaft ausgezeichnete Bilderwerk beabsichtigt Karl Jügel jetzt in Begleitung eines entsprechenden Textes erscheinen zu lassen, eines Textes, der unter obengenannten Umständen leicht in Tausenden von Exemplaren Abgang zu finden, in allen Klassen der Gesellschaft einzudringen und so zu sagen in die Hände aller Nationen zu gelangen die Hoffnung hat. Wer den Kredit, die Stellung und Wirksamkeit der Jügel'schen Etablissements kennt, wird in diese Aussicht keinen Zweifel setzen. Wenn es nun einerseits Wunsch des Verlegers ist, bei diesem Anlasse keine gewöhnliche Rheinfahrtbeschreibung auf den Markt zu bringen, die ohnedies so vielfältig vorhanden sind, so ist es andererseits für Diejenigen, die sich der neuen Arbeit unterziehen, eine Sache der deutschen Ehre, hier ein Werk zusammenzustellen, welches, bald in den Händen so vieler reisenden Ausländer, immerhin ein kleines Andenken deutschen Geistes und deutscher Gesinnung, nicht nur Begleiter in der Tasche des Reisenden, sondern anziehende Lektüre auf dem Pulte des Heimgekehrten, mit einem Worte: ein geistreich unterhaltendes Buch sei. Paris von Pariser Schriftstellern, Belgien von Belgiern, London von Londonern beschrieben und ähnliche bedeutende Literaturscheinungen gaben den Wink, daß das Rheinland, rayonweise von Rheinanwohnenden deutschen Autoren dargestellt, ein neues so interessantes, als getreues und zugleich echt nationales Buch geben müßte, welches diesen gesegnetsten deutschen Länderrich auch in literarischer Beziehung auf würdige Weise repräsentirte. Jügel's „Rheinalbum“, ein halftographisches Meisterwerk, dessen Bilder nun einer geistreichen Verdolmetzung durch die Feder entgegensehen, bietet Gelegenheit zu einer solchen Vereinigung rheinischer Kräfte; es ist gleichsam die glänzend decorirte Festhalle, in welcher rheinische Schriftsteller reihum ihre Baureda pro patria halten sollen. Hier handelt es sich also um keine Buchhändlerpfeffulation, weil Anlaß zu etwas Würdigem und Vaterländischem geboten ist; noch weniger um Anfertigung eines untergeordneten Bilderwerkes, weil das schöne Rheinland, das besprochen werden soll, ein fait accompli der herrlichen Natur bleibt, es mag nun nebenher in Stahl gestochen worden sein oder nicht.

In einem zweideutigen Artikel in der „Kölnischen Zeitung“ vom 19. Februar lesen wir die Nachricht, daß Professor Vischer zu Tübingen wegen seiner wider den evangelisch-lutherischen Lehrbegriff laufenden Ansichten von der Stelle als Universitätsprofessor auf die Dauer von 2 Jahren, übrigens unter Belassung seines Gehaltes, suspendirt ist. Weiter unten in demselben Artikel heißt es: Mag nun Vischer's Suspension Vielen auch unerwartet und für ihn auch selbst schmerzlich sein, so wird man doch nicht umhin können, zuzugeben, daß, wenn einmal eine Befestigung der evangelischen Landeskirche durchgeführt werden will, nothwendig und mit Recht alle Elemente beseitigt werden, welche ihrer inneren und erklärten Natur nach jene Kirchengliederung verhindern, sich zu einem konkreten Ganzen zusammen zu schließen. Allerdings wird die Stellung zwischen den Anhängern von Hegel und Strauss und zwischen der evangelischen Landeskirche jetzt sichtbar und schroffer hervortreten, als je; aber heilsam ist es immerhin, daß das, was sich nie vereinigen, sondern nur gegenseitig fördern kann, einmal zur entschiedenen Trennung gelange.

Die „Bresl.“ 3. bemerkt über die Eröffnung des brandenburgischen Landtages: In der Domkirche hielt der Hof- und Domprediger Ehrenberg eine beziehungsreiche Ansprache. Der Redner warnte vor dem Neben unserer Zeit „über Maß und Ziel hinaus“ und empfahl die schwerere Kunst des Schweigens. Er ermahnte zum Hören „mit Nachsicht und Geneigtheit“, zur ernsten und gründlichen Erwägung, der dann das Wort einfach und besonnen, in der gesetzlichen Ordnung und fern von „ungehörlichem Begehren“ folgen möge. Der Redner schloß mit dem Wunsche, daß die Beratungen der Stände sich in dieser Weise gestalten möchten, „Gott zur Ehre, dem Könige zur Freude und dem Lande zum Segen.“ Gott segne diesen loyalen Domprediger!

Man liest in der Würzb. Ztg.: Das „Frankfurter Journal“ und die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ wurden uns (in Würzburg) heute von der königl. Zeitungs-Expedition mit dem Bemerkten nicht mehr ausgeliefert, es sei ihr die Expedition dieser Blätter verboten.

Weserdampfschiffahrt. Bis August vor. 3. führen 2 Dampfschiffe auf der Weser, Hermann und Wittekind, seitdem 4. jense 2, Germania und Blücher; vom April d. J. an werden noch 3 Schiffe dazu kommen. Man wird dann von Münden nach Minden in einem Tage, nach Bremen in anderthalb Tage fahren können. Die Personenzahl von März bis November vor. 3. betrug 43,165 Personen, es wurden 3140 Zentner Waaren befördert.

Die Magdeb. 3. schreibt aus Berlin: In Betreff der deutsch-katholischen Gemeinden spricht man von Un-

terhandlungen, welche mit den jansenistischen Bischöfen in Flandern zur Ordinierung deutsch-katholischer Geistlicher von Staatswegen angeknüpft seien.

Die Zeitschrift „Der Eyrecher“ wiederholte die durch die Journalistik allgemein verbreiteten Worte des Königs von Preußen: „den schlesischen Webern solle und müsse geholfen werden“; allein der Zensor, Herr Kreissekretär Stempel, fand die Äußerung seines Königs — zensurwidrig, und strich sie. Nun, wenn auch die Worte eines absoluten Monarchen in seinen eigenen Staaten gestrichen werden, wie will sich ein Journalist ferner beklagen, wenn seine Worte dem Rothstift des Zensors verfallen? Derselbe Zensor fand es zensurwidrig: „daß der Papst das konfiszierte Vermögen politischer Verbrecher in die Tasche steckt.“ Die „Tasche“ muß der „Staatskasse“ weichen. Derselbe Zensor strich eine rein ästhetische Kritik der diesjährigen kölnischen Kunstausstellung. — Eine Zeitungs-mittheilung, die aber nicht zu Gunsten der Breslauer Polizei lautete, sollte von Breslau aus berichtigt werden. Der berichtigende Artikel nannte das Benehmen der Polizei human. Der Zensor, Herr v. Schönfeld, strich diese Erklärung mit dem Bemerkten: „Nähmt man die Humanität der Polizei, so liegt darin die Voraussetzung, daß die Polizei auch inhuman zu Werke gehen könne.“ Ist das Ernst oder Ironie? — Die Zeitschrift „Der Staat“ nannte die französische Revolution von 1789 eine „ewig denkwürdige“ Epoche. Der Zensor fand das — nicht und erklärte daher das „ewig denkwürdig“ für zensurwidrig. (Allg. Preß-Ztg.)

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Poudre de Chine,

von

(118.) Vilain & Co in Paris.

Untrügliches und durchaus unschädliches Mittel, grauen, rothen und verbleichten Haaren binnen 2 bis 3 Stunden eine schöne, natürliche und dauernde schwarze oder braune Farbe, je nach dem Wunsche des Gebrauchenden zu geben. Dasselbe wird unter der Bedingung verkauft, wenn nach richtig vorgeschriebenem Gebrauche die versprochene Wirkung nicht stattfinden sollte, den dafür gezahlten Preis zurückzuerstatten.

Preis für die grosse Flasche 1 1/3 Rthlr.

Allein zu haben in der Expedition d. Blattes.

Ananas - Pomade.

Unübertreffliches, feinstes Haar-Parfum, um in wenigen Wochen eine Fülle von Haaren hervorzubringen, und das Ausfallen derselben augenblicklich zu verhindern, sowie besonders das Wachstum der Barthaare auf erstaunenswerthe Weise befördernd.

In Töpfen mit Porzellan-Deckeln und Gebrauchsanweisungen 2/3 Rthlr. (119.)

Allein zu bekommen in der Expedition dieses Blattes.

Wechsel-Course.

Elberfeld & Barmen am 17. Februar.
Thaler Preussisch Courant.

Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl. . . .	140 7/10	140 7/10	—	139 7/10
Angsburg 150 fl. (20r) . . .	—	102 7/10	—	101 7/10
Wien . . . 150 fl. (20r) . . .	—	104 7/10	—	103 7/10
Bremen . . 100 Rth. L'd. . . .	111 7/10	111 7/10	110 7/10	110 7/10
Hamburg . . 300 Mark B. . . .	150 7/10	150	149 7/10	149 7/10
3 M. G. 148 7/10	—	—	—	—
Leipzig . . 100 Rth. . . .	—	—	—	99 7/10
Breslau . . 100 Rth. . . .	—	—	—	99 7/10
London . . 1 Liv. St. . . .	6. 26 1/2	6. 26 1/4	6. 25 1/2	6. 25 1/4
Antwerpen 300 Francs. . . .	—	79 7/10	—	—
Brüssel . . 300 Francs. . . .	—	79 7/10	—	—
Berlin . . 100 Rth. . . .	—	99 7/10	—	99 7/10
Paris . . 300 Francs. . . .	80 7/10	80 7/10	79 7/10	79 7/10
3 M. Br. 79 7/10, G. 79 7/10	—	—	—	—
Frankfurt . 150 fl. . . .	85 7/10	85 7/10	85 7/10	85
3 M. G. 84 7/10	—	—	—	—
Mailand . . 300 Lire A. . . .	—	69 7/10	—	—

Course der Geldsorten.

Elberfeld und Barmen

am 17. Februar.

	1/2	1/4
Carolin	6 10	—
Ausländische Pistolen	5 17 1/2	—
Friedrichsd'or.	5 20	—
Holländische Zehnguldenstücke	5 19 1/2	—
Rand-Dukaten	3 5	—
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	5 12	—
Französische Kronenthaler	1 16 1/2	—
Brabanter Kronenthaler	1 16	—
„ „ halbe	— 22 1/2	—
„ „ viertel	— 11 1/2	—
Fünfkrantenthaler	— 1 10	—

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.